Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 33 (1953-1954)
Heft: 4

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Gesammelte Aufsätze von William E. Rappard

Aus Anlaß des 70. Geburtstages von Professor *William E. Rappard* (vgl. Carl J. Burckhardt, Zu William Rappards siebzigstem Geburtstag, Maiheft 1953) hat das *Schweizerische Institut für Auslandsforschung* (Zürich) einen Sammelband von 21 Aufsätzen und Reden des Jubilars erscheinen lassen, die einen eindrucksvollen Überblick über das vielseitige und eigenartige Schaffen dieses Gelehrten geben [1]). Darin werden unter den Titeln «Academica», «Economica», «Politica», «Internationalia», «Helvetica» und «Americana» die verschiedenartigsten Probleme behandelt. Die Zusammenstellung der Beiträge hat auf Bitten des Instituts für Auslandsforschung Rappard selbst vorgenommen. In einem feinsinnigen Briefe an den spiritus rector der Herausgabe, Dr. *Albert Hunold,* hat Rappard zwar seine (unberechtigten) Bedenken gegen eine solche Ehrung geltend gemacht, sich aber gleichzeitig bereit erklärt, selbst die Auswahl aus seinen mehr als 300 Publikationen zu treffen [2]). Zwei von den abgedruckten Beiträgen sind übrigens bisher noch nicht veröffentlicht worden.

Rappard hat sein Studium zunächst nicht der Nationalökonomie, sondern der Rechtswissenschaft gewidmet. Seine erste Publikation war eine These zur Erlangung der Würde eines Doktors der Rechte an der Universität Genf über «Les corporations d'affaires au Massachusetts» (1908). So ist es denn kein Wunder, daß in dem vorliegenden Werke neben wirtschaftlichen Fragen u. a. auch solche staats- und völkerrechtlicher Natur zur Erörterung gelangen. Eine Reihe von ihnen betreffen die Tätigkeit des Völkerbundes und der Vereinten Nationen, das Problem der Einheit Europas, Mandatsfragen, das Treuhändersystem, die kollektive Sicherheit usw. Mit besonderem Interesse liest man u. a., wie Rappard in den Zeiten des Ersten wie des Zweiten Weltkrieges sich zu den Projekten eines nach dem Ende der Feindseligkeiten zu schaffenden Staatenverbandes gestellt hat. Andere Aufsätze beziehen sich auf die Verfassung der Schweiz und ihre Neutralität. Sehr oft haben die Beiträge im Augenblicke ihrer Veröffentlichung aktuellen Charakter getragen, was selbst bei einigen Aufsätzen, denen wir unter dem Titel «Academica» begegnen, zutrifft. Aber als echter Mann der Wissenschaft lebt Rappard niemals *nur* in dieser Aktualität. Sehr häufig wenden sich seine Forschungen vergangenen Zeiten zu. Es ist charakteristisch für ihn, wie stark sein historisches Interesse entwickelt ist. Seine bedeutsamsten Werke geschichtlicher Natur sind freilich umfangreiche Monographien, die sich auch zur teilweisen Wiedergabe in einer Sammlung von Aufsätzen nicht eignen, wie z. B. seine Bücher «Du renouvellement des pactes confédéraux (1351 à 1798)» aus dem Jahre 1944 und «Cinq siècles de sécurité collective (1291—1798)» aus dem Jahre 1945. Selbst in rein wirtschaftlichen Arbeiten hat er gerne historische Themen angeschnitten, wie seine Veröffentlichungen über Sismondi, Rossi und Cherbuliez zeigen. Auch von diesem historischen Einschlag in der wissenschaftlichen Tätigkeit Rappards finden sich Zeugnisse in dem vorliegenden Werke, so in den Auf-

---

[1]) *Varia Politica* publiés ou réimprimés à l'occasion du soixante-dixième anniversaire de *William E. Rappard.* Publication de l'Institut Suisse de Recherches et de Relations Internationales, Zurich. Editions Polygraphiques S. A., Zurich 1953, XVI + 352 S.

[2]) Vgl. die am Schluß der «Varia Politica» abgedruckte «Liste complète des publications de William E. Rappard».

sätzen über den Krieg in der wirtschaftlichen Perspektive des 16. bis 18. Jahrhunderts, in den Betrachtungen über die schweizerische Bundesverfassung von 1848, in den Darlegungen über «Pennsylvania und Switzerland: The American Origins of the Swiss Constitution» und nicht zuletzt in dem besonders fesselnden Beitrag über den nordamerikanischen Staatsmann Albert Gallatin (1761—1849), der in Genf das Licht der Welt erblickt hatte.

Gerade weil sich Rappard als ein ausgezeichneter Interpret der Vergangenheit zeigt, wird man es vielleicht bedauern, daß er in dieser Festschrift so wenig aus seinem eigenen Leben mitteilt. Selbst über die Entstehungsgeschichte des von ihm mit Mantoux geschaffenen «Institut Universitaire de Hautes Etudes Internationales», das doch seit Jahren im Mittelpunkt seiner rastlosen Tätigkeit steht, sagt uns dieses Werk nichts. Hat aber nicht gerade die kürzlich erfolgte Publikation Rappards zur Erinnerung an Chaim Weizmann gezeigt, wie stark in ihm so manche Erinnerungen noch lebendig sind und wie anschaulich er darüber zu berichten vermag? Es ist schade, daß oft gerade diejenigen, die das stärkste Talent besitzen, Memoiren zu schreiben, von einer gewissen Scheu ergriffen sind, wenn es sich darum handelt, aus dem eigenen Leben zu erzählen. Wahrscheinlich fühlt sich Rappard auch noch zu jung, um sich Erinnerungen an die Vergangenheit völlig hinzugeben.

Die in dem vorliegenden Werke getroffene Auswahl zeigt jedenfalls Rappard im Rahmen seiner *gesamten* Wirksamkeit: als akademischen Lehrer, als Forscher, als politischen Menschen, der regen Anteil an den großen Fragen seines Vaterlandes und der Menschheit nimmt, dabei seinen Blick immer wieder nach Amerika richtet, dem Land, in dem er geboren wurde, und nie vergißt, daß sein Lebenswerk mit den Institutionen Genfs, dessen Bürger er ist, aufs innigste verbunden bleibt.

Hans Wehberg

Politisch-historische Krisenprobleme

Vor uns liegen fünf Bände historisch-politischen Schrifttums, deren gemeinsamer Nenner die Beschäftigung mit Fragen ist, die mit den großen revolutionären Krisen der neueren Geschichte in engstem Zusammenhang stehen [1]).

Michael Freund, der als Verfasser eines Werkes über Georges Sorel und einer kleineren Schrift über Oliver Cromwell Problemen der Theorie und der Praxis des Umsturzes schon früher nachgegangen war, schenkt uns jetzt ein Werk *«Die große Revolution in England».* Der vorliegende Band, der den Zeitabschnitt 1638 bis 1642 behandelt, stellt eigentlich erst die Einführung zu den Ereignissen dar, die wir üblicherweise als «englische Revolution» bezeichnen: den Bürgerkrieg, die Republik und das Protektorat Cromwells 1642—1660. Aber Freund will nun gerade darlegen, daß die im und um das Lange Parlament (1640—1642) sich abspielenden Auseinandersetzungen, die im Prozeß um Lord Strafford ihren Höhepunkt erreichen, mehr als ein Vorspiel — vielmehr den ersten Akt — der Englischen Revolution bilden. Die Fortsetzung seines als vierbändiges Gesamtwerk gedachten Unternehmens wird die Ereignisse einschließlich die Wiederkehr der Stuarts zur Darstellung bringen.

Wir können uns nur darüber freuen, daß das Thema Englische Revolution in Michael Freund einen höchst kompetenten Bearbeiter gefunden hat. Freund erstrebt nichts Geringeres als eine speziell auf der Verwertung der Flugblätter und Memoiren-Literatur (neben dem Staatsaktenmaterial) sowie auf den fundamentalen

---

[1]) Michael Freund, Die große Revolution in England. Claassen Verlag, Hamburg 1951. Edward MacLysaght, Irish Life in the Seventeenth Century. Cork University Press, B. H. Blackwell Ltd., Oxford, 2. Aufl., 1950. Carl Van Doren, Das große Exempel. Carl Stephenson Verlag, Wien 1948. E. H. Carr, Studies in Revolution. MacMillan & Co. Ltd., London 1950. Hannah Arendt, The Burden of Our Time. Secker & Warburg, London 1951.

Werken von Gardiner und Firth aufgebaute Darstellung, die uns ein neues Bild jenes umstürzenden Geschehens bieten soll, das als erster Einbruch von symbolhafter Sprengwirkung die Kontinuität des monarchischen Staates in Frage stellte und, wie wir heute klar sehen, zur Verwurzelung eines angelsächsischen Republikanismus in Amerika führte. Freund beschreitet in der Form eigene Wege. Er will «erzählen», weicht der gelehrt-wissenschaftlichen Terminologie aus, entwirft ein wild bewegtes Fresko. Ein Drama spielt sich ab; es gemahnt an Shakespeares Königsdramen. Die Englische Revolution hat, vielleicht zu Unrecht, die starke Beachtung nicht gefunden, die die Französische Revolution erfahren hat. Das hat seine Gründe. Frankreich bleibt, auch in der Ablehnung, das ganze 19. Jahrhundert und bis heute geprägt von der Revolution; das gleiche gilt für weite Teile Europas. Die Engländer haben alles getan, um ihre Revolution zu «vergessen»; sie wurde zu einem Zwischenakt, einer Episode der englischen Geschichte des 18. Jahrhunderts. Entscheidend waren die «Glorreiche Revolution» von 1688 (die «unblutig» war), also jene Ereignisse, die England durch gesetzgeberische Akte zu einer konstitutionellen Monarchie umgestalteten. Zwar hat in England selbst eine Umwertung in der Behandlung der Gestalt Cromwells und der Bedeutung des Puritanismus stattgefunden. Carlyle wurde zum Wiederentdecker Cromwells; ein der Demokratie sich erschließendes England konnte nicht umhin, das Werk der «Sektierer», der Non-Konformisten auf seine echten Werte zu prüfen; dabei mußte die Rolle der Puritaner bei der Schaffung des modernen industriell-kommerziell-imperialen Großbritannien in ihrer historischen Bedeutung in die Augen springen. Je nach Tory- oder Whig-Gesinnung wird heute die Sache pro-königlich oder pro-parlamentarisch ausgelegt. Freund verfolgt eine andere Linie. Für ihn stehen nicht Prinzipien, Ideen, Parteifragen im Vordergrund. «Der englische Umsturz sollte als großes geschichtliches Beispiel einer Revolution dargestellt und die Anatomie einer Staatsumwälzung gegeben werden». Die englische Historiographie behandelt die Englische Revolution als einen Ansatz in der Geschichte des Werdens des modernen England, oder als abortive Erscheinung. Leopold v. Ranke stellte sie in die großen Zusammenhänge der (politischen) Geschichte Europas; Freund geht es um die Darstellung des «Revolutionären an sich». Sein erster Band (der vorliegende) bietet eine «Anatomie der revolutionären Machteroberung», denn als solche wird von Freund der Kampf des Langen Parlamentes gegen die Stützen des Königtums, Strafford (und Laud) verstanden, denen der Untergang bereitet wird — ein Vorspiel bloß des Unterganges (wieder auf dem Schafott) des Königs selbst. Revolution wird hier primär begriffen als eine ins Maßlose, Gewalttätige, bis zum Wahn sich steigernde Auseinandersetzung im Kampf um die Macht und als gekennzeichnet viel mehr durch Charakter, Herkunft, Temperament, Intelligenz der beteiligten Hauptfiguren und ihrer Anhänger als durch die Dynamik des Geistes und der Ideen. «Die Urelemente aller Revolutionen mußten ... sichtbar werden ... Ich glaubte, den allgemeinen Eindruck der zeitgenössischen Erinnerungen und Darstellungen ernster nehmen zu sollen, als es bisher geschah. Das zeitgenössische Erleben und der große politische Ideenkampf sollten helfen, das Licht und das Feuer, das durch die Fakten scheint, offenkundig zu machen und dem Geschehen den Atem des Lebens einzuhauchen, den sie von den lebendigen geschichtlichen Kräften empfangen».

Freund vermutet, daß die Schatten des eigenen Erlebens (der Revolution des Dritten Reiches in Deutschland) auf seine Darstellung gefallen seien. Das möchten wir aus der Sicht der Schweiz bejahen. Wenn er bemerkt, «das Revolutionäre an sich (sei) der gegenwärtigen Menschheit fragwürdig geworden», so zweifeln wir zwar an der Allgemeingültigkeit dieser Aussage; aber wir bejahen sie für uns. Immerhin befriedigt uns die «anatomische» Methode des Verfassers nicht ganz, so lange wir einer Physiologie und Pathologie der menschlichen Geschichte ermangeln. Das soll heißen: so lange wir über die dynamischen Prozesse in der Entfaltung des Lebens menschlicher Gemeinschaften im Unklaren sind, wird uns eine Krisen-Anatomie nur einen kleinen Schritt weiterhelfen. Wir fragen uns, ob die Kriterien der Analyse Freunds zulänglich sind? Die Rückführung aufs primär-Menschliche und auch aufs Menschenwürdige enthebt uns nicht der Aufgabe, über den Sinn des kollektiven Geschehens nachzudenken. Dieser mag zugegebenerweise ganz anderswo liegen als dort, wo die handelnden Menschen ihn zu sehen glaubten.

Darüber sich zu äußern, bleibt Freund Gelegenheit in den weiteren, mit Spannung erwarteten Bänden. Der vorliegende erste Band wird aber — abgesehen davon, daß er ein in sich abgeschlossenes Hauptkapitel der Englischen Revolution behandelt — ein fortan unentbehrliches Hilfsmittel für weitere Arbeiten sein, weil er in seinem weitausgebauten wissenschaftlichen Anhang Grundlegendes zur Quellengeschichte, zur Literaturgeschichte und zur geistesgeschichtlichen Methodik des Gesamtproblems der Englischen Revolution enthält. —

Edward MacLysaghts Buch *Irish Life in the 17th Century* wirft ein Licht auf die indirekten Auswirkungen der Englischen Revolution in Irland. Der Verfasser befaßt sich speziell mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, der Zeit von Cromwell bis Königin Anna. Die politische Geschichte tritt in den Hintergrund: MacLysaght gibt ein Bild vom Leben und Treiben in Stadt und Land, bei der Gentry und den Bauern; er schreibt eine Sozial- und Sittengeschichte.

In unserem Zusammenhang interessiert das Problem, wie die Cromwellsche Pflanzungspolitik, die Kolonisierung Irlands, speziell mit Offizieren und Soldaten seiner Armee, sich auf das Leben in Irland im allgemeinen ausgewirkt hat. Die behandelte Epoche ist eine Übergangszeit, noch fern den Verhältnissen des 18. Jahrhunderts, als Irland, vollkommen geknebelt, darniederlag. Aber das Werk Cromwells und der diesem vorangehenden Pflanzer-Könige wirkt sich doch schon so aus, daß die alte irische Kultur zurückgedrängt wird und das Land sich anglisiert. Die irische Sprache, die bisher auch von der Gentry gesprochen wurde, weicht dem Englischen. «Einstimmigkeit (der Forschung) bestand darüber, daß das irische Volk eine große Vorliebe für Musik besaß. Poesie (Poetry) war, gerade damals, eng verbunden mit Musik ... sie war die einzige literarische Gattung, da Prosa erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts als solche anerkannt wurde ... Viele Leute aus dem Volk, meist ohne Schulbildung und unfähig zu lesen und zu schreiben, konnten ganze Bände überlieferter und zeitgenössischer irischer Verse rezitieren ... (was noch heute für gewisse keltisch gebliebene Gebiete Irlands gilt)». Das Irland der Barden, des Harfenspiels und des überall gepflegten Tanzes, der Gastfreundschaft, der Jagd und des Spiels versinkt. «Dieses einheimische Irland verschwand immer mehr infolge der Ersetzung der einheimischen Aristokratie durch die englische und die Preisgabe der irischen Sprache durch die oberen Klassen. Hand in Hand damit sehen wir die Kultur des Eroberers in den Städten und in den Landhäusern von Männern wie Orrery und Temple zur Blüte kommen. Die Vitalität der alten Kultur, die man für so tot gehalten haben mochte wie jene des alten Persien nach 200 Jahren der Überflutung, ergibt sich aus der Kraft ihrer Wiedergeburt zu Ende des 19. Jahrhunderts. Die Unterwerfung Irlands durch Cromwell, vollendet durch Wilhelm von Oranien in der Schlacht am Boyne und durch die letzte Belagerung von Limerick, verwandelte Irland in ein englisches Kolonialgebiet; und das Ende des 17. Jahrhunderts (die Zeit, da die englischen Siedler noch nicht lang genug im Land gewesen waren, um den Sinn, daß sie Kolonisten in einem fremden Land waren, verloren zu haben) war die Periode, als die Konzeption von Irlands nationalem Status auf ihrem Höhepunkt war ... Die Idee einer spezifischen anglo-irischen Kultur war noch niemandem in den Sinn gekommen ...».

O'Bruadair gibt in seinen Gedichten dem Gefühl des Wandels Ausdruck, der über das Land gekommen war. «Vorsicht oder eitles Gepränge haben die Gastfreundschaft verdrängt, die Saiten der Harfen bleiben unberührt und die Pfeifen spielt man nicht mehr, die Armen werden unterdrückt, Gelehrsamkeit verschwindet, die Pflanzer sind Materialisten, gottlose Emporkömmlinge entheiligen die Schreine der Heiligen mit ihren prunkvollen Gräbern, die alten Sitten gehen verloren». Aber das ist nicht der Tenor des Buches von MacLysaght. Obwohl es ihm ein Anliegen ist, die Würde irischer Kultur gegen die in den politischen Schriften der damaligen Zeit erhobenen Verunglimpfungen in Schutz zu nehmen, fällt er keineswegs in den gegenteiligen Fehler der Glorifizierung alles Alt-Irischen. Der Wert seines Werkes liegt darin, daß der Tatbestand des Überganges, des Zusammenstoßes zweier Kulturen, herausgearbeitet und das Schillernde dieses Fin de Siècle deutlich wird. Der große Rhythmus anglo-irischer Geschichte ist zuerst die Ver-Irländerung (Hibernization) der Engländer (im Spät-Mittelalter),

dann die Anglisierung des nach den Adelskriegen noch übrigbleibenden irischen Adels unter dem Impuls der Pflanzungspolitik, eine fast komplette Assimilierung an britische Sitten (z. B. durch Preisgabe der irischen Familien-Namen) bei den oberen Klassen (umgekehrt bei den unteren), schließlich der Aufbruch des irischen Nationalismus seit dem spätern 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Sinnbild der Anglisierung Irlands war die Macht und Pracht Dublins, damals der zweiten Stadt der britischen Inseln. Bis heute, so bemerkt MacLysaght, ist die kulturelle Rückgewinnung Dublins für Irland noch kaum vollkommen gelungen. —

Carl van Dorens «Das Große Exempel. Der Weg zur Einigung eines Kontinentes», Wien 1949 (die amerikanische Originalausgabe ist unter dem Titel «The Great Rehearsal», The Viking Press, New York 1948, erschienen) führt uns einen Schritt weiter — zu den Ereignissen des Jahres 1787, die sich auf amerikanischem Boden abspielen. Es ist mehr als ein roter Faden, der die Geschehnisse der Englischen Revolution mit jenen der amerikanischen verbindet. Geben wir Michael Freund wieder das Wort: «Die Revolution von 1640 (in England) ist fast mehr eine Angelegenheit der Vereinigten Staaten als Englands. Die Verfassung der Vereinigten Staaten ist den Verfassungen Cromwells nachgebildet. Cromwell ist der erste Präsident der Vereinigten Staaten» (sic), und im gleichen Zusammenhang: «Als sich der Strom der puritanischen Bewegung in England staute, floß er nach den USA. ab. Die Vereinigten Staaten sind die eigentliche weltgeschichtliche Schöpfung des Puritanismus». Das ist nun wahrlich eine sehr pointierte Formulierung, und sie entspricht nicht den Ergebnissen neuester Forschung, die sich daran gewöhnt hat, neben dem puritanischen Element in der Geistes- und Sozialgeschichte der amerikanischen Kolonien auch sehr wichtige andere Komponenten aus dem Geistesgut der Aufklärung, der Antike und aus den nicht-puritanischen (und z. T. nicht-britischen) sozialen Schichten bei der Gründungsgeschichte der Vereinigten Staaten in den Vordergrund zu rücken. Da lese man Van Dorens Bemerkung neben dem Zitat aus Freund: «Der Bundeskonvent arbeitete nach keinerlei Vorbild»! Wenn Gladstone die amerikanische Bundesverfassung als ein Wunderwerk menschlichen Geistes pries, so war er nicht der Meinung, der Ruhm gehöre England; er empfand diese als eine einmalige geniale Schöpfung der Amerikaner. In beiden Thesen, jener Freunds und jener Van Dorens, liegt etwas Richtiges. Wir neigen dazu, den Einfluß des in den Kolonien herrschenden und von London geprägten Regimes hoch anzuschlagen und die amerikanische Revolution als separatistische Bewegung zu deuten. Schließlich kam es darauf heraus, daß die Amerikaner für die weggefallene englische Zentralregierung entsprechende amerikanische Organe schufen, die Krone durch den Präsidenten ersetzten und die beiden englischen Häuser durch Senat und Abgeordnetenhaus. Sie ließen sich dabei stark von Gedanken und Thesen leiten, die englische und französische politische Denker (Montesquieu) auf Grund ihrer Analysen und Kommentare des englischen Regierungssystems nach der Revolution entwickelt hatten [2]).

Van Dorens Arbeit möchten wir jedem angelegentlich zur Lektüre empfehlen, der aus Liebe zur eigenen schweizerischen Bundesverfassung und auf Grund der Kenntnis des Werdens unseres schweizerischen Bundesstaates das Bedürfnis hat, den Parallelfall USA. zu studieren, der auch für uns die Bedeutung eines «Großen Exempels» hatte. Die europäischen Herausgeber von Van Dorens Buch haben zwar ein anderes Anliegen. Das geht schon aus der Umbenennung des amerikanischen Buches für die europäische Ausgabe hervor: «Das große Exempel» statt «Die große Probe». Zwar visierte auch das amerikanische Original Gegenwartsfragen. Der Verfasser schreibt: «Im Jahre 1787 stand man vor dem Problem, wie man die Menschen zu nationalem — im Gegensatz zu lokalem — Denken über die Vereinigten Staaten bringen könnte. Im Jahre 1948 steht man vor dem Problem, wie man die Menschen zu internationalem — im Gegensatz zu nationalem — Denken über die Vereinten Nationen (sic) bringen könnte». An anderer Stelle: «Die Verfechter der Verfassung des Jahres 1787 wußten, daß sie eine Regierung bloß für die Vereinigten Staaten entwarfen, glaubten jedoch, daß ihr Experiment für die

---

[2]) Vgl. M. Silberschmidt, Präsidentschaft und Präsidenten in den Vereinigten Staaten. Zürich 1946, besprochen Juliheft 1949, S. 252. *Die Redaktion.*

ganze Menschheit als nützliche Lehre dienen würde. Was sie unternahmen, kann als Exempel für die föderativen Regierungen der Zukunft gewertet werden ...». Der Verfasser ist weit entfernt davon, eine Fibel oder ein Kochbuch für «Föderalisten» vorzulegen. « ... jene unter uns, die heute die Schaffung einer föderativen Weltregierung begrüßen würden, (nehmen) durchaus nicht an, daß die Vereinigten Staaten des Jahres 1787 — was die Einzelheiten der neuen Regierung betrifft, als Vorbild dienen müssen ... Jedes Zeitalter muß sich die ihm gemäße Regierung schaffen ... Man kann jedoch den Bericht von der Schaffung und Ratifizierung der amerikanischen Verfassung nicht lesen, ohne auf alle jene Argumente zu stoßen, die *für* eine allgemeine Regierung der Vereinten Nationen sprechen, wie auch auf alle jene, die heute *gegen* sie ins Treffen geführt werden». Das — so scheint uns — geht zu weit, denn wir haben glücklicherweise über das Wesen politischer Vereinigungen und die Möglichkeiten und Grenzen weltumspannender Machtgebilde Einsichten gewonnen und Erfahrungen gemacht, die dazu führen, daß das Problem heute anders gestellt und in einer anderen Perspektive gesehen wird. Van Doren schwächt selbst seine Behauptung insofern ab, als er abschließend sagt: «Argumente müssen immer in praktischer Anwendung demonstriert werden, wenn sie durch den Geist der Menschen zu ihren Herzen und Gewohnheiten dringen sollen». Trotz eines Anstrichs von Publizistik darf Van Dorens Buch den Rang einer wissenschaftlich solid unterbauten Darstellung beanspruchen. «Das Buch fußt im wesentlichen auf den Originaldokumenten des Bundeskonvents vom Jahre 1787 und auf denen der einzelstaatlichen Konvente ...»; außerdem haben «Hunderte von Geschichtsdarstellungen, Biographien, Monographien, offiziellen Protokollen, Briefen und Zeitungen aus der Zeit» in dem Werke ihren Niederschlag gefunden, ohne daß dieses, beladen mit solcher Fracht, an Lesbarkeit und Lebendigkeit etwas eingebüßt hätte. — Wie Freund, wünscht Van Doren zu belehren, aber auch anzuregen und anzufeuern. Er will das Drama der Entstehung der Verfassung der Vereinigten Staaten schreiben. Im Gegensatz zu den das Werden des schweizerischen Bundesstaates begleitenden, sich lange dahinziehenden Verhandlungen geht die Entstehung der amerikanischen Bundesverfassung ausschließlich auf die viermonatige einzigartige Debatte des Konvents von Philadelphia (Mai bis September 1787) zurück, wo — nach einstimmigem Urteil — einige der würdigsten Charaktere und einige der hervorragendsten politischen Denker, die das spätere 18. Jahrhundert gekannt hat (Washington, Franklin, Hamilton, Madison u. a.) in bewegter Debatte eine Lösung des paradoxen Problems zu finden suchten, wie man mächtig und stark (durch Einheit) werden und zugleich frei und selbständig (durch Beibehaltung überlieferter Selbstverwaltung) bleiben könnte. — Dem Band ist ein hundertseitiger Anhang mit allen einschlägigen Dokumenten beigegeben. Aber es fehlt ein Hinweis auf eine Publikation, die der eindrücklichste Kommentar zur Debatte von Philadelphia ist, auf den «Federalist»: jene Sammlung von in der damaligen Presse erschienenen Artikeln aus der Feder von Konventsmitgliedern selbst (Hamilton, Jay und Madison), die ein unvergängliches Denkmal der politischen Diskussion zur Frage Einheitsstaat, Staatenbund oder «Bundesstaat» ist und verdiente, ins Deutsche übersetzt zu werden [3]).

Mit *E. H. Carrs Studies in Revolution* und *Hannah Arendts The Burden of our Time* treten wir ins 19. Jahrhundert und in die Ära des 20. Jahrhunderts ein und kommen zu den Problemen unserer eigenen Zeit.

Bei der Lektüre dieser Studien, die wiederum von großer geistiger Durchdringungsgabe zeugen, beschleicht den Historiker ein seltsames Gefühl. Aller Aufwand an gelehrter Arbeit, an Verbreitung historischer Kenntnisse, an Nachdenken über Methodik und Geschichtsphilosophie hat nicht vermocht, den Menschen eine wesentliche Stütze für die Bildung eines eigenen politischen Urteils zu geben. Wie bescheiden und demütig müßten die Interpreten der Geschichte angesichts des Umstandes werden, daß die Historiographie mit all ihren großen Leistungen zur Staatsgeschichte der neueren Zeit, in der Aufzeigung der zugrundeliegenden Kräfte,

---

[3]) The Federalist. A Commentary on the Constitution of the United States. From the original text of Alexander Hamilton, John Hay, James Madison. (The Modern Library, New York, 1937.)

der Erfassung der relevanten Problematik weitgehend fehlgegriffen hat. Eine «Bewußtseinserhellung» hat die Historie kaum zuwege gebracht. Und wenn schon gleich nach dem ersten Weltkrieg, wie wir uns wohl erinnern, von einer Krise der Geschichtswissenschaft gesprochen wurde (und die romanhafte Geschichtsklitterung aufs Korn genommen wurde), so lag der Grund der kaum verstandenen Krise darin, daß zwischen Geschichtserkenntnis und «Leben», d. h. Gegenwartsverständnis, ein so großer Graben klaffte, daß auf die Geschichtswissenschaft ein Schatten gefallen war. In der Besinnung auf die geschichtsbildenden und Geschichte-tragenden Kräfte hatte sie sich der Aufgabe der Eruierung eines Menschenbildes auf dem Grunde der Moderne nicht gewachsen gezeigt.

E. H. Carr, der sich durch mehrere (nicht immer gut aufgenommene) Arbeiten über Probleme der zeitgenössischen Geschichte und Politik einen Namen gemacht hat und neuerdings eine großangelegte Geschichte der Russischen Revolution veröffentlicht, skizziert in dem vorliegenden schlanken Bändchen eine Geistesgeschichte des sozialistischen Denkens von Saint-Simon bis auf Stalin. In der Form von 14 Portraits, die entstanden sind aus Buchbesprechungen von Editionen und Biographien (zuerst erschienen in der für ihre Sachlichkeit wie Gelehrtheit berühmten Rezensions-Wochenschrift «The Times Literary Supplement»), zieht der Sozialismus als Gedanke und als Tat an unserem Auge vorüber. (Der Hintergrund der politischen wie der Wirtschafts- und Sozialgeschichte wird als bekannt vorausgesetzt.) Da erlebt man nun, daß die großen Sehergestalten (wie oft auch die Dichter) unter den politischen Denkern in viel tiefere Schichten und weit über ihre Zeit hinaus in die Zukunft hineingeleuchtet haben als eine historische Schriftstellerei, die — oft unbewußt — auch politische Publizistik war. Keineswegs verhält es sich nun aber so, daß die «Seher» die Zukunft in irgendwelchem spezifischen Sinn zu deuten in der Lage gewesen wären: der Weg von Marx zu Stalin ist eine Überraschung der Geschichte; er kann geradezu als krasser Widerspruch zu dem, was Marx sich als Zukunft dachte, aufgefaßt werden. Wenn es ein Kriterium für Wert oder Unwert politisch-historischer Zeugnisse gibt, ist es nicht *dieses,* daß aus der Darlegung historischer Zusammenhänge eine Kraft spürbar wird, die uns bewegt und uns Vergangenheit und Gegenwart als ein Fluidum erscheinen läßt, wo wir selbst unseren Platz haben und — mit voller eigener Verantwortung — zu handeln beschwingt werden [4])?

Saint-Simons Schriften (Saint-Simon starb 1825), so bemerkt Carr, geben «den unheimlichen Eindruck von einem Menschen, der eine summarische Vision der Geschichte der nächsten hundert Jahre hatte und, erregt, verworren, und nur halb verstehend versuchte, unzusammenhängende Fragmente von dem niederzuschreiben, was er gesehen hatte». 1783, 28jährig, schreibt er das Motto seines Lebens: «Faire un travail scientifique utile à l'humanité». Saint-Simon, so kommentiert Carr, «bezeichnet den Übergang vom deduktiven Rationalismus des 18. Jahrhunderts zum induktiven Rationalismus des 19. Jahrhunderts». In einer 1816 erschienenen Sammlung von Essays unter dem Titel «L'industrie» steht folgendes: «Die ‚Déclaration des Droits de l'Homme', die man als die Lösung des Problems der sozialen Freiheit angesehen hatte, stellte in Wirklichkeit nur die Formulierung des Problems dar». In «Du Système Industriel» äußert sich Saint-Simon deutlicher zum Problem der Freiheit. Während die Zeitgenossen Saint-Simons im Liberalismus den Nachfolger des «Feudalismus» sahen, war es für Saint-Simon klar, daß der Kult der Freiheit — des Individuums als Endzweck — nicht mehr weitergehen konnte. Das Problem der kommenden Zeit wird sein: «die Abhängigkeit des Individuums von der Masse», und er erkennt als wissenschaftliche Aufgabe die Abklärung des Verhältnisses der Individuen zu dieser «zunehmend aktiven, expansiven und erdrückenden Masse». Saint-Simon fixiert den geschichtlichen Standort seiner Zeit als Übergang von einer feudalen zu einer industriellen Kultur. Die neue Ära fordert «Resubordination des Individuums in der Gesellschaft». «Ohne Zweifel (so Carr) verdankten die Geschichtstheorien des späteren 19. und

---

[4]) «Übrigens ist mir alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben». — Mit diesen Worten Goethes beginnt Friedrich Nietzsches zweites Stück der Unzeitgemäßen Betrachtungen: «Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben» (1873/74).

20. Jahrhunderts Hegel mehr als Saint-Simon (heute kennen wir die Fäden, die beide verbinden — der Rez.). Aber am meisten verdanken sie Karl Marx, der den metaphysischen Historismus von Hegel mit Saint-Simons soziologischem Utilitarismus verband».

Auf dem Wege zu Lenin und Stalin ist es angebracht, sich bei dem vom Nationalsozialismus ins geistige Konzentrationslager geworfenen Ferdinand Lassalle aufzuhalten, dessen historische Position von Carr folgendermaßen beurteilt wird: «... ohne den Juden von Breslau (Lassalle) mit der Verantwortung für Hitlers spezielle Marke eines ‚nationalen Sozialismus' zu belasten, kann man sich seine Gedanken darüber machen, inwieweit ‚Sozialismus in *einem* Lande' — in anderem Zusammenhang — ein unbewußter Tribut für die Vitalität der Konzeption Lassalles war». Und was war diese Konzeption? Lassalle, in der nachrevolutionären Periode der 50er Jahre der «unangefochtene Führer dessen, was in Deutschland von einer Arbeiterbewegung übrigblieb», hatte zum Staat eine sowohl von den Marxisten wie von den Anarchisten abweichende Einstellung: jene akzeptierten den Staat als ein temporäres notwendiges Übel (bis zur Verwirklichung der kommunistischen Gesellschaft), diese lehnten ihn rundweg ab. Lassalle, unter Hegels Einfluß, sah im Staate ein mögliches Mittel und eine Institution, durch welche das Los der Arbeiter verbessert werden und der Sozialismus sein Ziel erreichen könnte. «Er griff den bürgerlichen Staat nicht, wie Marx, an, weil er zu stark und oppressiv, sondern weil er schwach und unzulänglich war». (Lassalle in einer Rede an einer Arbeiterversammlung: «Der Staat gehört Euch».) Kein Wunder, daß Bismarck mit diesem Mann Kontakt suchte (die Anregung zur Begegnung 1863 ging von Bismarck aus) — sie beide verband die Gegnerschaft zu den preußischen Liberalen, der Deutschen Fortschrittspartei. Carr bemerkt: «... beide verstanden, daß Politik Macht bedeutet und konnten ihre respektiven Kräfte in der gleichen Terminologie abmessen..., beide glaubten grundsätzlich an die Wirksamkeit einer Diktatur und an ihre eigene Gabe, sich einer solchen zu bedienen».

Es kam so, daß Georges Sorels (zu Anfang des 20. Jahrhunderts) zurückhaltend gemachte Äußerung, ein großer europäischer Krieg wäre die einzige Alternative einer proletarischen Revolution, sich als richtig erwies: die Bemerkung war zögernd, weil Sorel von einer Revolution einen sozialen Gesundungsprozeß erwartete, den ein Krieg vielleicht nicht bringen würde. — Carr überschriftet den Essay über Lenin: «Lenin, der Meister-Architekt» (The Master Builder). Marx entwirft, Lenin legt das Fundament des neuen russischen Staates, nachdem er sich seine eigene Strategie in scharfer Auseinandersetzung mit anderen sozialistischen Gruppen zurechtgemacht hat. Er verlangt 1. Proletarier, nicht Bauern, als Träger der Revolution, 2. keinen Kompromiß mit bürgerlichen Parteien, sondern revolutionäre Aktion, 3. dem Parteiprogramm einen politischen und nicht wesentlich wirtschaftlichen Charakter zu geben. Über Plechanow hinaus sah Lenin in der Partei vor allem einen Stoßtrupp (das Offiziers- und Unteroffizierskorps) der zukünftigen Revolution. Die Partei sollte den Charakter einer (nicht zahlreichen) Verschwörerassoziation haben, die dann die Massen mit sich reißen würde.

Historisch bedeutsam — das ist die Überraschung des Epos der Geschichte — bleibt der Umstand, daß die sozialistische Revolution in *Rußland* und nicht in jenen Ländern vor sich ging, aus deren Lebensbedingungen heraus sie eigentlich ersonnen worden war. Marx' Analyse und Rezepte hatten auf Rußland gar keine direkte Anwendung. Lenins Bolschewiken bedurften des scharfen Instruments einer verschworenen Revolutionär-Equipe, weil die russische Revolution über die noch nicht stattgehabte bürgerliche Revolution hinaus den Totalumsturz erstrebte. Carr erklärt: «Das historische Urteil über die bolschewistische Revolution wird davon abhängen, wie man den Anspruch der Umstürzler, eine Erneuerung bewirkt und eine Regeneration erreicht zu haben, einschätzt und abschätzt». Das führt uns zu den beiden Stalinkapiteln, bei denen Carr Proben seiner besonnenen kritischen Einstellung gibt (unterbaut durch die Bezugnahme auf die bedeutende Stalinbiographie von I. Deutscher) [5]).

---

[5]) I. Deutscher, Stalin. A Political Biography. Oxford University Press, London. Deutsche Ausgaben: Oprecht-Verlag, Zürich 1951, und Kohlhammer-Verlag, Stuttgart 1951, siehe Besprechung Septemberheft 1952, S. 397/398.

Schon Lenin hatte in Stalin das Organisationstalent gesehen, das bei der «Konsolidierung» der Neuordnung nützlich, ja unentbehrlich sein mochte. — Was ist nun der tiefere Sinn von Stalins «zweiter Revolution»? Es ist die Verwurzelung des bolschewistisch-sozialistischen Experimentes im russischen Staat und die Identifizierung desselben mit der marxistischen Idee — ein Paradoxon. Lenin und Trotzky hatten nicht daran geglaubt, daß die russische Revolution sich verwirklichen und vollenden lasse, ohne daß der Umsturz des industrialisierten Westeuropa in die russische Bewegung hineinkomponiert würde. Stalin sah sich genötigt, die Gewinne der Revolution — in einer ihm feindlichen Welt — nach dem Leitmotiv von «Sozialismus in einem Land» festzuhalten. Aber was hieß schon «Sozialismus in Rußland», in einem sozial, ökonomisch, politisch rückständigen Land? «Die sozialistische Ordnung konnte in Rußland weder aus dem Reichtum kapitalistischer Unternehmungen Nutzen ziehen noch sich die politischen Erfahrungen bürgerlicher demokratischer Praxis zu eigen machen». Stalin wählte den Weg der Planung eines technokratischen Wirtschaftssystems. «Die Isolierung der Russischen Revolution zwang diese, mit ihren eigenen Ressourcen auszukommen; indem Rußland der Welt den Rücken kehrte, verstärkte es seine eigene Isolierung. Jeder Schritt trieb Rußland tiefer in seine Vergangenheit». Bei der erzwungenen Industrialisierung und Kollektivisierung wird man an Peter den Großen gemahnt. Bei der Ausmerzung möglicher Rivalen durch Stalin denkt man an Iwan den Schrecklichen. «Die Partei-Orthodoxie spielte die gleicherweise eindämmende Rolle, die die kirchliche Orthodoxie im mittelalterlichen Rußland gespielt hatte mit ihrem Monopol über Philosophie, Literatur und Kunst». «Die verborgenen Kräfte der russischen Vergangenheit — Autokratie, Bürokratie, politischer und kultureller Konformismus — nahmen ihre Rache, indem sie die Revolution *sich* einverleibten ... in einem engen nationalen Rahmen». So kann das Gesamturteil über das Geschehen in Rußland nur mit der Frage endigen: «Hat (Stalin) die Revolution von 1917 zu ihrem triumphalen Abschluß gebracht, hat er sie insgesamt zerstört, verdreht oder aus der Form gebracht?» Vielleicht waren die Menschewiken nicht ganz im Unrecht, wenn sie meinten, daß der Sozialismus nur auf der Basis eines bürgerlichen Kapitalismus aufgebaut werden, d. h. daß man die Phase der bürgerlichen Revolution nicht einfach überspringen könne. Da man sie übersprang, baute man ein äußerlich «fortschrittliches», d. h. technisch-industrielles System auf dem Fundament von Alt-Rußland auf. Die Isolierung und aus dieser heraus ein verstärkter Nationalismus haben das Gesicht Rußlands weit mehr geprägt als der westliche Marxismus. — So verschlingen sich die Machtfaktoren der Geschichte in seltsamer Weise und rufen Phasenverschiebungen hervor, die die Deutung des Geschehens und die Gewinnung einer Übersicht und Orientierung zur schwierigen Aufgabe machen. —

In «The Burden of our Time» wirft die Amerikanerin Hannah Arendt fundamentale Fragen der heutigen geschichtlichen Existenz auf, an denen vorbeizugehen und vorbeizusehen unmöglich ist, es sei denn, man verzichte auf Verantwortung und Gewissen. Gleichsam als Untertitel steht auf dem Buchumschlag in Kleinschrift: «An historical study of the world-wide crisis of our time, with its evil concept — the deliberate de-humanization of humanity». Auch nur einen Einblick in die in dem (ca. 450seitigen) Werke behandelten drei Hauptprobleme: Antisemitismus, Imperialismus, Totalitarismus zu geben, würde eine Abhandlung erheischen. Hingegen möchten wir zum Abschluß dieser Hinweise auf neue Bücher die Position von Hannah Arendt mit Bezug auf unser Stichwort «Krise» und «Revolution» kurz zur Darstellung bringen.

Es geht um das Verständnis der Geschichte und dessen Bedeutung. Wir sind zweigespalten. Da stehen jene, die, auf unser historisches Erbe weisend, an das Fortwirken der christlich-humanistischen Tradition glauben und sich in deren Dienst stellen, vermeinend, sie hielten ihr in einer sich wandelnden Welt die Treue, wenn sie sich selbst treu blieben, koste es den Untergang. Da gibt es jene anderen, die — da heute alles möglich ist — unbekümmert um Vergangenes und ewige Werte einem neuen Zeitalter sich verpflichtet fühlen, im «Abschied von der bisherigen Geschichte» (Alfred Weber) schwelgend, neuen Horizonten entgegengehen.

Hannah Arendt hingegen ruft auf zu einer geistig-ethisch-kämpferischen Auseinandersetzung mit den Problemen unserer Zeit; sie leitet selbst mit ihrer, auf

stupender Arbeit und mit großer Hartnäckigkeit vorgetriebenen, wirklich schürfenden historischen Analyse einen beachtenswerten und neuartigen Beitrag zum Verständnis unserer Zeit und Welt.

Zu den einen — nennen wir sie Humanisten — gewendet, bemerkt sie: «Wir können es uns nicht länger leisten, das, was gut war in der Vergangenheit, herauszunehmen und es unser Erbe zu nennen, das Schlechte aber abzutun und es einfach in Kauf zu nehmen als totes Gewicht, das sich selbst aufheben wird durch Vergessenheit». Die anderen — nennen wir sie Weltverbesserer — erinnert sie daran, daß die Vorstellung, alles sei jetzt möglich, dem Versuch zugrundeliegt, die Welt im Totalitarismus zusammenzuschweißen und die totalitäre Herrschaft als Ausweg aus allen unseren Nöten anzusehen. — Beiden Stellungnahmen hält sie entgegen, daß der Sieg des Totalitarismus zur totalen Zerstörung führen kann. Die Vergangenheitsgläubigen und Gegenwarts-Skeptischen, wie die Gegenwarts- und Zukunftsgläubigen darf man gleicherweise dahin belehren, daß sie sich von der Idee der «historischen Notwendigkeit» mitreißen lassen (vgl. Zürcher Aularede von Theodor Litt, «Das deutsche Schicksal und das historische Denken» NZZ Nr. 2139, 1. XI. 1947) in einer Zeit, da «to yield to the mere process of disintegration has become an irresistible temptation... because everything outside it has begun to appear lifeless, bloodless, meaningless and unreal». Arendt verlangt Besinnung und Einkehr. Es scheint uns richtig zu sein, wenn sie in dieser Zeit des geistigen Chaos, der Verwirrung und Verworrenheit an das Verantwortungsgefühl und an die ethisch-geistigen Kräfte des Historikers und politischen Denkers appelliert. Wenn wir noch an den Wert wissenschaftlicher Bemühungen glauben, so müssen wir diese mit letzter Konsequenz darauf richten, aufhellend zu wirken und unseren Mitmenschen — nicht als Propheten oder Seher, das ist anderer Leute Funktion — Maßstäbe der Orientierung an die Hand zu geben; wir müssen das Geschehen einer «Hierarchie der Werte» einverleiben; aber diese kann ihrerseits nur aufgestellt werden aus der Erkenntnis der Grundsituation, in der wir stehen. Aus dem Glauben an die Größe unserer Aufgabe wird uns die Kraft kommen, auch die komplexen Schichtungen zu erkennen, das schwer entwirrbare Gewebe ineinanderverflochtener Fäden aufzulösen.

Seien wir empfänglich dafür, daß die Greuelgebilde totalitärer Superstrukturen uns auf die Aufgabe stoßen, die wir zu übernehmen haben, nämlich die Klärung unserer Gegenwartssituation. «Verstehen bedeutet, kurz, die spontane, gespannte Stellungnahme zu und die kämpferische Auseinandersetzung mit der Realität — was immer diese sei».

Die Postulate von Hannah Arendt lassen sich etwa so zusammenfassen: Unter Historikern und politischen Denkern besteht eine zwar unbestimmte, aber allgemein verbreitete Auffassung, daß die wesentliche Struktur aller Kulturen jetzt die Bruchbelastung erreicht hat. Sonst wäre es undenkbar, daß unsere Zeit die Greuel der summarischen Menschenvernichtung und der anderen Formen der Entmenschlichung hätte über sich ergehen lassen. In der jüngsten Zeit und in der Gegenwart ist nicht nur — wie zu allen Zeiten — das Böse hervorgetreten, sondern das Böse hat als teuflisch Böses, als das radikal Böse sein Haupt gereckt und alle Dämme der Kultur durchbrochen. Daher ist die Haltung des «Humanismus» zur Vergangenheit revisionsbedürftig. Der Mensch hat eine Dimension enthüllt, die sich der historischen Erklärung entzieht. «Der unterirdische Strom westlicher Geschichte ist schließlich nach oben gekommen und hat die Würde unserer Überlieferung usurpiert».

Der religiös gläubige Mensch wird in solchen Darlegungen nur die Bestätigung dessen sehen, was ihm schon immer deutlich war: daß historische Besinnung und Geschichtsdarlegung nur mehr oder weniger eitles Spiel des Menschengeistes ist, weil hinter der Geschichte Gottes Walten steht... «Eitles» Bemühen, weil es uns nicht gegeben ist zu wissen, was Gott in unserem irdischen Dasein mit uns vorhat (seltsamerweise finden wir immer wieder geschichtsinterpretierende Theologen, die das zu wissen vorgeben), und weil die Geschichte auf Erden ja doch nur das Feld unserer Begehrlichkeiten, unserer Hybris, unserer Schwachheiten ist. — Zugegeben, die «Krise unserer Zeit» hat jene, die es noch nicht wußten, belehrt, daß, wie es der Existentialismus will, der Mensch nicht auf den weichen Moosteppichen der Geschichte einherschreitet, sondern sich das Leben immer von

Grund auf erkämpfen muß. Dem Historiker steht die Haltung der religiösen Demut wohl an. Sie enthebt ihn nicht der Aufgabe, den «guten Kampf» durchzukämpfen, einem wissenschaftlichen Quietismus zu entsagen, aus neuer Sicht Geschichte zu ergründen. Was ist die neue Sicht?

Hannah Arendt sieht das Spezifikum des Totalitarismus in dessen radikaler Verachtung der Realität zugunsten seiner ideologischen Superstrukturen bis zum Punkt der kompletten Mißachtung und daher erlaubten Verwandlung der Natur des Menschen selbst. Das bedeutet die Sinnentleerung des Daseins, so wie wir es bisher verstanden. Deshalb als Sinnbild unserer Zeit die Konzentrations- und Vernichtungslager, die auch nur Ausdruck der Überflüssigkeit menschlicher Existenz in einer überfüllten Welt sind! Die neuen Wege: Anerkennung der Tatsache des globalen, alles umfassenden Zusammengehörens der Menschen. Das Entwerfen von Weltregierungsverfassungen würde wenig helfen, wenn wir nicht zuvor «create a new foundation for human community as such». Die Menschheit war bisher bloß ein Begriff, bloß ein Ideal, niemals eine Realität; heute ist sie es. Wir stehen nicht am Ende der Geschichte, aber am Anfang einer neuen Ära, der wir bewußt vorausschauend entgegenblicken können — mit dem Wissen, daß wir auf den Wegen des Totalitarismus unsere Zerstörung, in gläubiger Raffung unserer Kräfte unsere Erhaltung betreiben können.

Die Verfasserin nimmt das von Saint-Simon aufgeworfene Problem der Garantie der Menschenrechte auf. Dieser sagte, das Problem der Freiheit sei damit nur gestellt. 150 Jahre später erklärt die Amerikanerin, es gebe keine dem Menschen «eingeborene» Würde, es gebe keinen Begriff menschlicher Rechte, es sei denn, sie würden verstanden als ein Recht zum Menschsein als solchem, es sei denn, die Würde finde ihre Garantie in den Mitmenschen. Ist das nicht auch der Sinn der biblischen Verkündung mit ihrer Lehre des nach dem Bilde Gottes geschaffenen Menschen und der Predigt von der Nächstenliebe? Gewinnt nicht auch Saint-Simons Ausblick auf eine kommende Resubordination des Individuums in der Gesellschaft eine großartige Bestätigung? —

Wir begannen unsere Bücherschau mit einem Werke zur englischen Revolution, dessen Verfasser die *condition humaine* in der Situation der politischen Krise zum Gegenstand seiner Darstellung machte. Wir sahen in dem Werk Van Dorens zur amerikanischen Revolution Menschen am Werk, die eine politische Krise durch Errichtung eines starken, auf dem Prinzip des Ausgleichs aufgebauten nationalen Staates planend zu ihrem Ende bringen wollten.

In E. H. Carrs und H. Arendts Arbeiten spüren wir den Reflex einer den ganzen Globus und die alten Festen tausendjähriger Kulturen erschütternden Bewegung der neuesten Geschichte, die wir Heutigen als die größte Revolution und Umwälzung empfinden, die die Menschheit erlebt hat. Von Klasse zu Klasse, von Mensch zu Mensch und in jedem Volk über die ganze Erde hat eine Aktivierung schlummernder Kräfte eingesetzt, die die Menschen aus ihren allseitigen Verankerungen und aus der relativen Sicherheit einer überschaubaren Welt herausriß und Leute an wichtige Kommandostellen brachte, die, eine überall sichtbare Lockerung nutzend, mit spielerischem Instinkt die Menschheit an den Abgrund führten. Seither haben Werke, die sich mit den Notzeiten der Geschichte befassen, eine neue Geltung erhalten. «Krise» hat die Bedeutung von Wendepunkt, Notlage, aber auch von Entscheidung. Die Geschichtsschreibung unserer Tage wird, wenn sie Arbeiten wie die besprochenen aufzuweisen hat, ihren Beitrag zur politischen und geistigen Orientierung leisten, die sie in ihrer großen Zeit gleichsam monopolisiert hatte.

Max Silberschmidt

Das Mutterrecht

In der Gesamtausgabe der Werke Johann Jakob Bachofens, die vom Benno Schwabe Verlag in Basel veranstaltet und von *Karl Meuli* in Verbindung mit einer Reihe von andern Gelehrten betreut wird, ist im zweiten und im dritten Band das Werk erschienen, dessen Überschrift mit dem Namen Bachofens untrennbar ver-

knüpft ist [1]). Wer von Mutterrecht hört, denkt an Bachofen, und wer von Bachofen hört, denkt an das Mutterrecht. Es ist das Werk, das des Gelehrten Ruhm und Tragik zugleich bedeutet. Es schenkte ihm die Reife seines Lebens, empfing aber von seiner Mitwelt nicht den Dank, der ihm gebührte; selbst die Anerkennung, die in ernsthafter Auseinandersetzung beschlossen liegt, wurde ihm erst von der Nachwelt zuteil; und gerechte Beurteilung widerfuhr ihm spät. Heute zählen es die Wissensgebiete, die das «Mutterrecht» bereichert hat, zu jenen klassischen Werken, die in der Geschichte des menschlichen Denkens den ersten Rang einnehmen, und die Zahl jener, die heute glücklich sind, es in der so gediegenen Gestalt der Neuauflage in ihre Bibliothek einreihen zu können, ist wohl groß.

Es steht mir nicht an, mich im Rahmen einer kurzen Anzeige der neuen Ausgabe zum Werke selbst zu äußern und mich am schwer überblickbaren Streit der Meinungen über seine Bedeutung zu beteiligen, zumal ein Jurist an die Würdigung dieses Buches «für Leser aller Fakultäten» nur einen sehr bescheidenen Beitrag leisten könnte. Diese Zeilen sollen vielmehr der Arbeit gedenken, die die Herausgeber der Neuauflage geleistet haben. Sie verdienen den wärmsten Dank. *Karl Meuli* hat dem Werk eine Studie beigegeben, die sich allzu bescheiden «Nachwort» nennt. Sie enthält in einem ersten Abschnitt eine groß angelegte und wohl gestaltete Biographie Bachofens, die zu lesen genußreich, ja spannend ist. Dieses Lebensbild ist unverkennbar in der Heimatstadt Bachofens gezeichnet worden. Das verleiht ihm einen besondern Reiz. Es spricht hier ein Gelehrter zu uns, der zugleich ein großer Künstler ist. Er zeigt die großen Zusammenhänge auf, schildert kennenswerte Einzelheiten und verliert nie den Bezug zu dem Werk, dessen Verständnis er fördern will. Den Zugang zum «Mutterrecht» erleichtern auch die im zweiten Abschnitt folgenden Ausführungen über seine Entstehung, sein Wesen und seine Nachwirkung. Erwartungsvoll sieht hier der Leser der Beurteilung des Werkes durch einen in so hohem Maße dazu legitimierten Gelehrten entgegen. Und er wird den Eindruck gewinnen, daß er sich darauf verlassen darf. Denn sie weckt Vertrauen, weil sie maßvoll ist. Wir erfahren, wie manches sich nicht halten läßt. Um so eindrücklicher wirkt die Bestätigung der bleibenden Verdienste Bachofens. Der die Ausführungen Meulis beschließende Abschnitt «Textgeschichte und Textgestaltung» gibt — ohne dies zu beabsichtigen — Aufschluß über die mühevolle und undankbare Kleinarbeit, die von den Herausgebern der neuen Auflage bei der Bereinigung und Anordnung des Textes zu leisten war. Hier ist auch erwähnt, welche Verdienste den Mitarbeitern Meulis, *Harald Fuchs, Gustav Meyer* und *Karl Schefold* zukommen und wem die Herausgeber ihrerseits zu Dank verpflichtet sind.

Hans Nef

Jeremias Gotthelfs Druide

Die tiefschürfende Studie *Karl Fehrs* über Gotthelfs *Druiden* darf für sich in Anspruch nehmen, die innere Kenntnis des Dichters wesentlich zu fördern *). Die 1843 erschienene Novelle ist das einzige Werk Gotthelfs, dessen Handlung völlig außerhalb der christlichen Welt liegt. Gleichwohl steht in ihrem Mittelpunkt eine dem Christentum aufs engste verwandte Haltung. Sie schildert die Ereignisse des Jahres 58 vor Christus, den Auszug, die Niederlage und die Heim-

---

[1]) Johann Jakob Bachofen, Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaikokratie der Alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. Gesammelte Werke, 2. und 3. Band, mit Unterstützung von Harald Fuchs, Gustav Meyer und Karl Schefold herausgegeben von Karl Meuli. Benno Schwabe & Co., Basel 1948. — Besprechung von Band 1 siehe Februarheft 1944, S. 654—657. *Die Redaktion.*

*) Karl Fehr: Priestertum und Innerlichkeit Jeremias Gotthelfs, dargestellt am «Druiden». Huber & Co., Frauenfeld.

kehr der Helvetier. Aber die äußere Handlung ist nur historisches Beiwerk, das der Dichter souverän gestaltet. Wichtiger ist die Persönlichkeit des Druiden Schwito, hinter dem sich in mehr als einer Beziehung Gotthelf selber verbirgt. Der große Epiker hat je und je die Geschichte zur sittlichen Erziehung und zur Weckung religiösen Lebens verwendet, wie zu seiner Zeit und in seiner nähern Umwelt auch der Geschichtsunterricht in Hofwyl ethische und religiöse Impulse auslösen wollte. Man dürfte deshalb den Gegensatz zwischen dem Stifter von Hofwyl und dem Pfarrer von Lützelflüh nicht darin sehen, daß Fellenberg diesen leidenschaftlich kritisiert hätte, weil er in der Auffassung des Sinns der Geschichte mit ihm nicht übereinstimmte.

Am 22. Januar 1842 schrieb Bitzius seinem Vetter, er habe mit dem «Druiden» den Eindruck des verlassenen Landes hervorrufen wollen, «etwas, das noch nicht dargestellt ist». Überzeugend arbeitet Fehr heraus, daß diese ursprüngliche Absicht den Dichter weitertrieb zur Schilderung priesterlicher Einsamkeit gegenüber einem Volk, das andere Wege geht als die von der Gottheit gewollten. Der Druide Schwito wird zum Träger absoluter Verlassenheit und Einsamkeit, weil er nicht den Willen der Leute vollzieht, sondern seiner innern Stimme folgt. Der Verfasser findet den Schlüssel zu dem «rätselreichen Werk» in der Seele des Dichters selbst. Im Druiden erscheint die Projektion von Gotthelfs eigenem Gefühl der Vereinsamung und Überalterung. Und es gelingt Fehr, für seine These aus andern Werken Gotthelfs und vor allem aus seiner Kapitelspredigt aus dem Jahre 1840 Belege für seine These beizubringen. Er sieht die menschliche Haltung Schwitos in Verwandtschaft mit dem Pfarrer von Gutmütigen im «Annebäbi», wobei allerdings nicht übersehen werden darf, daß dieser gerade nicht in Vereinsamung lebt, sondern von der Liebe und vom Vertrauen seiner Gemeinde getragen wird.

Priestertum ist für Gotthelf Kämpfertum im Dienst der göttlichen Wahrheit, Vorsorge zur Erhaltung des bedrohten Lebens, Hingabe und Selbstaufopferung zur Rettung der Gemeinschaft. Man muß freilich viel von den charakteristischen Merkmalen des Priesters beiseite legen, wenn man die Haltung des Druiden, d. h. Gotthelfs als priesterlich bezeichnen will. Gotthelf ist in stärkerem Ausmaß Prophet als Priester. Fehr sieht das Priesterliche denn auch nicht im Sakramentalen, etwa im Opferbegriff, den die Religionsgeschichte mit dem Priestertum verbindet, sondern in der «Bezogenheit zu den transzendenten Mächten» und in «eindeutiger Ausrichtung nach dem Ewigen». So allgemein aufgefaßt, kann er dann auch die innern Erlebnisse Schwitos als christlich, ja sogar als reformiert bewerten. Tatsächlich bleibt Gotthelf in seiner Erzählung nicht auf primitiv heidnischer Stufe stehen, sondern füllt sie mit christlichem Gehalt. Das hebt Fehr mit Recht hervor, und hier kommt seine Deutung Gotthelf näher als etwa die tiefenpsychologisch-mythologische. Ob auch all die von der Romantik beeinflußten Symbole und Metaphern, die Visionen und einzelnen Ereignisse der Erzählung immer christlich verstanden werden können, ist eine andere Frage. Der Verfasser verweist selber auf die Verwandtschaft einzelner gotthelfischer Bilder mit der klassischen Antike und hebt neben der biblischen auch die platonisch-philosophische Komponente im «Druiden» hervor.

Wertvoll ist der Nachweis des Verfassers, daß es sich auch in diesem Werk Gotthelfs um eine klare und folgerichtige künstlerische Komposition handelt, die des Dichters Meisterschaft erweist. Die Motive der Einsamkeit und des ewigen «Priestertums» bestimmen tatsächlich die Führung des epischen «Flusses». Auch im «Druiden» erweist sich die unbedingte Sicherheit Gotthelfs in der Zeichnung der Gestalten. Die äußere epische Dramatik wird durch einen seelischen Stimmungsablauf von eindrücklicher Kraft überhöht. Besonders eingehend und beziehungsreich legt Fehr den Sinn und die Bedeutung der Visionen dar.

Die Studie vertieft und weitet aus, was Alice Stamm in ihrer Arbeit: «Die Gestalt des deutschschweizerischen Dichters um die Mitte des 19. Jahrhunderts» (1937, S. 19 ff.) über den «Druiden» ausgeführt hat. Sie bereichert die Gotthelf-Literatur und regt zu lebendiger Auseinandersetzung an.

Kurt Guggisberg

Neue Schweizer Heimatbücher und Verwandtes

Wiederum sind wir in den verflossenen Monaten durch eine Reihe wertvoller Schweizer Heimatbücher bereichert worden.

Auf den *Großen St. Bernhard* führt uns *André Donnet* (Übersetzung von Max Pfister). An Hand der Bilder steigen wir vom Rhonetal aufwärts durch das Val d'Entremont mit seinen malerischen, in ihrer Bauart an den Süden gemahnenden Ortschaften bis hinauf zum Hospiz mit seinen Kunstschätzen, den sympathischen Patres und ihren Pfleglingen, den weltberühmten Bernhardinerhunden; wir überqueren den Paß und landen schließlich in Aosta, dem italienischen Ausgangspunkt des Alpenüberganges. Vielleicht ist das «danteske Bild» des Leichenhauses auf dem St. Bernhard in seiner schaurigen Realität nicht jedermanns Sache! Möchte es niemandem die Freude an der so abwechslungsreichen und belehrenden Bilderfolge rauben! Der Text erzählt in spannender Weise die Geschichte der Straße und des Hospizes, deren dramatischen Höhepunkt wohl Napoleons Paßübergang bildet, an den auch die Reproduktion eines Aquarells von Job erinnert [1]).

Im Heft *«Luzerner Speicher aus dem Amte Willisau»* haben die «Emmentaler Speicher» (Band 2 der Berner Heimatbücher) ein willkommenes Gegenstück erhalten. Mit viel Sachkenntnis und Liebe zu diesen oft allzu wenig beachteten Kostbarkeiten bäuerlicher Architektur zeigt der Verfasser, *Johann Kandid Felber,* in Bild und Wort die Entwicklung und die Besonderheiten dieser Bauten, die es verdienen, «gehütet und gepflegt zu werden». Besonders wertvoll scheint mir für den Volkskundler und für den Sprachhistoriker auch die graphisch getreue Wiedergabe von Inschriften, welche manche Speicher zieren. Dem Texte sind erläuternde Zeichnungen von Josef Suter, Altbüron, eingestreut. — In vorbildlicher Weise förderte das luzernische Erziehungsdepartement die Herausgabe dieses Bändchens durch einen Beitrag. Die meisten photographischen Aufnahmen stammen vom Verfasser selbst [2]).

Ein Heimatbuch besonderer Art schenkt uns *Hans Zbinden* mit seiner Monographie über *Giovanni Segantini.* Wer bereits des Verfassers Heimatbuch über Albert Anker kennt, wird auch erwartungsvoll zu diesem Doppelband greifen, und er sieht sich wirklich nicht enttäuscht. Wunderbar nahe tritt einem der große Maler des Engadins und des Oberhalbsteins durch diese sorgfältig ausgewählten Reproduktionen (es sind 10 Farbtafeln und 31 Abbildungen) seiner Gemälde und den sie erläuternden und sich zu einem Gesamtbild des Künstlers rundenden Text. Zbindens Buch, das in seiner fein abgewogenen Sprache auch rein dichterisch beglückt, bildet einen willkommenen Beitrag zu der bereits vorhandenen Segantiniliteratur. Dem Verfasser ward es geschenkt, die beiden Impulse, aus denen heraus der Maler schuf: Vision und bewußtes durch seine Kunst Erziehen und Veredeln wollen, einfühlend zu erfassen und überzeugend darzustellen, und so bahnt er uns den Weg zu einer ganz neuen Erlebnisweise dieser Malerei [3]).

Die Poesie der Kleinstadt führen uns die phototechnisch hervorragenden Bilder des *Rheinfeldenheftes* vor Augen. Sicher tragen sie dazu bei, daß mancher Kurgast des Städtchens entdeckt, daß es da außer den Salinen auch noch manch anderes zu erleben gibt, von abendlicher Stimmung auf der Rheininsel über Turm- und Gäßchenromantik bis zu den Schätzen kirchlicher Kunst. Daß Rheinfelden die kleine Stadt «mit den großen Erinnerungen» ist, stellt der Text von *Heinrich Liebetrau* in einprägsamer Weise dar, indem er uns die mehr als tausend Jahre alte Geschichte (von einer Burg auf dem «Stein» hört man schon im Jahre 930) lebendig werden läßt. Reizvoll sind auch die dem Text beigegebenen Federzeichnungen nach alten Stichen [4]).

Daß das Haus ein Organismus ist, etwas Lebendiges, sich Entwickelndes, und daß man sein Entstehen, sein Werden und seine Geschichte mit ebenso großer innerer Anteilnahme verfolgen kann wie das eines Menschen, einer Pflanze oder einer Landschaft, beweist uns das Heimatbuch von *I. U. Könz,* welches dem *Engadinerhaus* gewidmet ist. Die Bilder zeigen es uns als Bestandteil der Landschaft, als Bau, der sich in ein Dorfganzes einfügt, als Zweckbau und als Kunstwerk (Architektur und Sgraffitoornamente). Auch Einzelheiten der Innenarchetiktur sind in liebevoller Weise festgehalten (Öfen, Truhen, Buffets, Getäfer etc.). Der Text entfaltet übersichtlich und anschaulich die Entwicklung des Engadinerhauses aus dem

sogenannten Gotthardhaustypus (Grundrisse!), bringt uns seine geographische Lage zur Kenntnis, widmet der Dekorationstechnik des Sgraffito eine eingehende Behandlung und geht schließlich auch noch auf Einzelheiten der Außen- und Innengestaltung ein [5]).

Ebenfalls einen Doppelband widmet *A. L. Schnidrig* dem Walliser Bergdorf *Grächen.* Ganz besonders gewichtig scheint mir in diesem Heimatbuch der Textteil zu sein, bringt er doch auf über 50 Seiten eine nahezu lückenlose Dorfmonographie. Berichten die ersten Kapitel über Entstehung und Entwicklung der Hochebene von Grächen aus ihren geologischen Grundlagen, so erzählt der folgende Abschnitt von der historischen Entwicklung des Gemeindewesens; in einem weiteren Kapitel werden wir mit dem Sagen- und Legendenschatz der Grächener, mit Ortsgebräuchen und Ortsnamen bekannt, worauf ein abschließendes Kapitel «Grächen im Aufbruch zur Neuzeit» darstellt. Im Bildteil klingen Landschaft und Dorfidyll, Jung- und Altgrächener, Walliserbrot und Speckseiten, Spinnrad und Kupferkessel zu einer farbigen Symphonie zusammen, ein leises Heimweh nach Bergluft und Bergstille weckend bei denen, die Grächen als Ferienort abseits von Schienenstrang und Autostraßen schon längst lieben, aber auch werbend unter denen, die diesen schönen Erdenfleck noch nicht aus eigener Anschauung kennen [6]).

Die Umschlagentwürfe zu diesen Schweizer Heimatheften verdanken wir H. Haupt-Battaglia und (zum Engadinerhaus) Turo Pedretti, Samedan.

Erwähnt sei, daß das Berner Heimatheft, *Bern, die Bundesstadt,* von *Walter Laedrach* in zweiter Auflage erschienen ist, ein schöner Beweis dafür, welcher Beliebtheit sich die Berner Heimatbücher erfreuen, die ja vor Jahresfrist bereits das Jubiläum ihres zehnjährigen Bestehens feiern konnten [7]).

Es sei an dieser Stelle noch auf zwei Publikationen hingewiesen, die aus ähnlichen Bestrebungen hervorgegangen sind wie die Heimatbücher. Da ist einmal das als Band 2 der «Hochwächter-Bücherei» erschienene Heft *Grabmal und Friedhof* zu nennen. Die Anlage des Friedhofes soll ein Dreifaches sein, nämlich Ausdruck der Gemeinde, Ausdruck der Zusammengehörigkeit mit der Kirche und Ausdruck der christlichen Hoffnung. Diese Gesichtspunkte wurden früher bei Friedhofanlagen oft ganz außer acht gelassen und man hatte des weitern weder Sinn für eine wirklich künstlerische Gestaltung noch auch für die Unterdrückung individueller Wünsche zugunsten eines harmonischen Ganzen. Das vorliegende Heft dürfte durch Bild und Wort manchem die Augen öffnen für den Unterschied zwischen Kunst und Kitsch auch an der Ruhestätte unserer Toten [8]).

Ein ansprechendes Buch gab *A. Tatarinoff-Eggenschwiler* über den *Weißenstein* bei Solothurn heraus. Es wird allen Liebhabern dieses einzigartigen Aussichtspunktes und seiner Zugänge Freude machen und dem Juraberge auch neue Freunde werben. Fachkundige haben den geologischen Aufbau, die Flora, die Fauna, den Wald bearbeitet, und selbstverständlich werden auch dem Kurhaus und seiner Baugeschichte aufschlußreiche Kapitel gewidmet. Von besonderem kulturhistorischen Interesse ist das Kapitel, in dem die Herausgeberin des Buches das Kurhaus Weißenstein im Spiegel seiner Gästebücher vorführt. Unter den Dichtern, die den Berg besungen haben, figuriert auch Josef Reinhart. Die dem schmucken Band beigeheftete Exkursionskarte vom Weißenstein und seiner Umgebung kann manchem Wanderlustigen als willkommener Führer dienen [9]). *Helene v. Lerber*

---

[1]) André Donnet: Der Große St. Bernhard, Nr. 38. [2]) Johann Kandid Felber: Luzerner Speicher aus dem Amte Willisau, Nr. 40. [3]) Hans Zbinden: Giovanni Segantini, Leben und Werk, Nr. 44/45. [4]) Heinrich Liebetrau: Rheinfelden, die kleine Stadt mit den großen Erinnerungen, Nr. 46. [5]) I. U. Könz, Das Engadinerhaus, Nr. 47/48. [6]) Alois Larry Schnidrig: Grächen, Walliserbergdorf an der Mischabel, Nr. 49/50. [7]) Walter Laedrach: Bern, die Bundesstadt. Berner Heimatbücher, Nr. 33, zweite Auflage. Die besprochenen Bücher sind in den Jahren 1950, 1951 und 1952 im Verlag Paul Haupt, Bern, erschienen. [8]) Grabmal und Friedhof, herausgegeben vom Evangelisch-reformierten Synodalrat des Kantons Bern und vom Berner Heimatschutz. Hochwächter-Bücherei, Band 2. Haupt, Bern 1951. [9]) Der Weißenstein bei Solothurn. Beiträge zur Natur und Geschichte unseres Juraberges, herausgegeben mit Unterstützung der Bürgergemeinde Solothurn und der Bergbahn Weißenstein von L. Tatarinoff-Eggenschwiler, Solothurn 1952.

Bibliographie des Schumanplanes

Der *Schumanplan* und die aus ihm hervorgegangene Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl, die nur ein erster Schritt auf dem Weg der Realisierung einer völlig neuen politischen Konzeption Europas sein will, sind ebenso leidenschaftlich bekämpft wie begeistert begrüßt worden. Das diesen Problemen gewidmete Schrifttum hat jetzt schon einen sehr beträchtlichen Umfang angenommen. Es ist daher zu begrüßen, daß es das *Institut für Europäische Politik und Wirtschaft* in Frankfurt a/M. unternommen hat, in einer *Bibliographie* einen, wenn nicht vollständigen, so doch sehr umfassenden Überblick über die bis Ende 1952 erschienene Literatur zu geben [1]). Neben seinen eigenen Unterlagen hat das Institut auch das Material anderer wichtiger Dokumentationsstellen in Bonn, Hamburg, Paris, Brüssel, Straßburg, Mailand und London und nicht zuletzt auch dasjenige des Archivs der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl selbst miteinbezogen.

In einem ersten Teil sind — nach Ländern geordnet — die *amtlichen Unterlagen* in chronologischer Reihenfolge aufgeführt. Eine Reihe von Dokumenten des Europarates findet ebenfalls Erwähnung. Der zweite Teil enthält in alphabetischer Reihenfolge der Verfasser die Titel von rund 150 *Büchern und Broschüren,* die in verschiedenen Ländern erschienen sind. Es folgen die «Beiträge in *deutschsprachigen* periodischen Veröffentlichungen und Beiträge in Sammelwerken» (314 verschiedene Positionen), sowie im vierten Teil die «Beiträge in *fremdsprachigen* periodischen Veröffentlichungen und Beiträge in Sammelwerken» (rund 700 Positionen). Die minuziöse Kleinarbeit, die hier geleistet werden mußte, kommt einem zum Bewußtsein, wenn man beim Durchgehen dieses Abschnittes neben viel Veröffentlichungen aus Ländern, die der Montanunion angehören und solchen aus Großbritannien, USA und der Schweiz auch auf spanische, jugoslawische, kanadische, indische und sowjetrussische Publikationen stößt. Ein praktisches *Autorenverzeichnis,* das erlaubt, die Titel der betreffenden Arbeiten sofort nachzuschlagen und ein *Verzeichnis der erfaßten periodischen Veröffentlichungen und Sammelwerke* schließen den Band ab.

Die gutdurchdachte Gliederung der Bibliographie — auf den Einbezug von in der Tagespresse erschienenen Artikeln mußte natürlich verzichtet werden — erleichtert deren Verwendung und gestaltet sie zu einem nützlichen Nachschlagewerk. Selbstverständlich kann in einer derartigen Bibliographie über den Inhalt der erfaßten Publikationen nichts gesagt werden, soweit nicht deren Titel für sich selber sprechen. Das ist allerdings manchmal der Fall, so wenn z. B. eine Veröffentlichung der französischen kommunistischen Partei die Überschrift trägt «Le Plan Schuman, plan de désastre national, plan de guerre mondiale» . . .

Carlo Meylan

---

[1]) Institut für Europäische Politik und Wirtschaft, Frankfurt a. M.: «Bibliographie zum Schumanplan 1950—1952». Bibliographischer Index der amtlichen Unterlagen, Bücher, Broschüren und Beiträge in Periodica über die Schaffung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl. (Als Manuskript gedruckt.)